FORUM: ÖSTERREICH

Andreas Latzko/Stella Latzko-Otaroff

Lebensfahrt

Erinnerungen

Herausgegeben und kommentiert
von Georg B. Deutsch

Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Andreas Latzko / Stella Latzko-Otaroff

Lebensfahrt

Forum: Österreich, Band 5

Herausgegeben von Jacques Lajarrige und Helga Mitterbauer

Andreas Latzko / Stella Latzko-Otaroff

Lebensfahrt

Erinnerungen

Herausgegeben und kommentiert von Georg B. Deutsch

Frank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: Andreas Latzko, Gemälde im 1917 entstandenen Stil des niederländischen *De Stijl* von Georg B. Deutsch

Diese Publikation wurde durch das Land Salzburg (Österreich) gefördert.

ISBN 978-3-7329-0354-2
ISBN (E-Book) 978-3-7329-9682-7
ISSN 2363-4855

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2017. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Herstellung durch Frank & Timme GmbH,
Wittelsbacherstraße 27a, 10707 Berlin.
Printed in Germany.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

Abb. 1: Andreas Latzko

Inhaltsverzeichnis

ERSTER TEIL
ANDREAS LATZKO: VERMÄCHTNIS
AUTOBIOGRAPHIE BIS 1919 13

Erstes Buch: Aufstieg 15

I. Autofriedhof und Massenmord 15 – II. Am Rande des Abgrundes 17 – III. Die ersten fünf Jahre 20 – IV. Antisemitismus 23 – V. Zur Schule 27 – VI. Ungarn um 1880 27 – VII. Kampf um die Sprache 29 – VIII. In der Volksschule 32 – IX. Der Rohrstock 35 – X. Ferienabenteuer 37 – XI. Atem des Ruhmes 41 – XII. Ferdinand von Lesseps – Marseillaise 45 – XIII. Der Hauslehrer 47 – XIV. Mein und Dein 51 – XV. Jugendsünden 54 – XVI. Die Verbannung nach Stuttgart 58 – XVII. Jugendliebe und Bacchanal 60 – XVIII. Zurück in Budapest – Geld oder Geist 63 – XIX. Schulerziehung 69 – XX. Student – Bankangestellter – Auf Reise 72 – XXI. Militärdienst 78 – XXII. Premiere 80 – XXIII. Erfolg und Zufall 85

Zweites Buch: Lebenskampf 91

I. Erwachsen 91 – II. Der Krieg von 1914 93 – III. Offizier 96 – IV. Von München nach Budapest 98 – V. Auf der Suche nach einem Feldwebel 101 – VI. Verantwortlichkeit 104 – VII. Aufhetzung 105 – VIII. Abstumpfung 111 – IX. Ursache und Schuld 112 – X. Vergöttlichung der Gewalt 116 – XI. An die Front 117 – XII. Kriegsinvalide 120 – XIII. In die Schweiz 123 – XIV. Der deutsche Geist in Davos 125 – XV. Nichts vergessen und nichts dazugelernt 127 – XVI. Weihnachten 1916 in Davos 131 – XVII. Erste Kriegsnovellen 133 – XVIII. Der anonyme Verfasser 136 – XIX. Revolution in Russland – Hoffnung und Zweifel 138 – XX. Barbusse und Romain Rolland 141 – XXI. Menschen im Kriege 143 – XXII. Debattierklub auf dem Rigi 146 – XXIII. Beschlagnahme – Verfolgungen 151 – XXIV. Netzwerk der Solidarität 155 – XXV. Militärbehörde contra Diplomaten 156 – XXVI. Endlich wieder Bürger 160 – XXVII. Führer und Untertanen 164 – XXVIII. Ein Ährenleser streut das eingesammelte Korn 170

ZWEITER TEIL
STELLA LATZKO-OTAROFF: ZWISCHEN ZWEI KRIEGEN
BIOGRAPHIE 1919–1943 173

Vorwort **175**

I. Deutschland im Jahre 1919 ..... **177**

Noske, Ludendorff 177 – Opfer 178 – Kurt Eisner 181

II. Unterwegs **190**

Ungarn während der Kontrarevolution 191 – Wien 195 – Salzburger Festspiele 198 – Italien – vor Mussolini 200 – Niederalm – Hermann Bahr 207 – Briefe aus Österreich 212 – Erste Reise nach Holland 219

III. Freunde und Geistesverwandte **225**

Wieder in Alassio 225 – Salzburg – Anna Bahr-Mildenburg 228 – Heinrich Mann 230 – Arthur Holitscher 233 – Georg Brandes 233 – Paul 238 – Romain Rolland 240

IV. Salzburg **244**

Stefan Zweig – Henri Barbusse 244 – Die Heimwehrfaschisten 251 – Panaït Istrati 256 – Abschied von Salzburg 258 – In Paris 262

V. Holland **269**

Lesungen 271 – Korrespondenz mit Stefan Zweig 274

VI. 1934–1939 ..... **289**

Wie denken Sie über Frankreich? 289 – Jugend 291 – Schwalbenflug 294 – Hörspiele 299 – Frau Dr. Helene Stöcker 302 – In Erwartung des Zweiten Weltkrieges 304

 © Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

VII. Nach 1940 ..... **308**

Im Wagonlit – Lazare Hoche 309 – Wieder: Menschen im Kriege 311 – Der Zellengefangene 315 – Generalstreik 318 – Besuche am Krankenbett 322 – „Sterbehilfe“ 329

EDITORISCHE ANMERKUNGEN 333

NACHWORT 341

MITGLIEDER DER FAMILIE LATZKO 349

WERKREGISTER (AUSWAHL) 351

PERSONENREGISTER 357

BILDERNACHWEIS 361

DANK 365

ÜBER DEN HERAUSGEBER 367

LEBENSFAHRT

Ich hab' ein neues Schiff bestiegen,
Mit neuen Genossen, es wogen und wiegen
Die fremden Fluten mich hin und her
Wie fern der Heimat! mein Herz wie schwer!
H. HEINE: LEBENSFAHRT

ERSTER TEIL

VERMÄCHTNIS
Autobiographie bis 1919
von Andreas Latzko

Meinen Söhnen

Erstes Buch: Aufstieg

I. Autofriedhof und Massenmord

Vor einigen Jahren, als sich der Goldschatz Europas wie ein zweiter Golfstrom[1] befruchtend nach Amerika ergoss, sah man in den illustrierten Zeitungen oft Bilder der sogenannten „Autofriedhöfe“ in den U.S.A. Wollte ein Fordwagen nicht weiter, warf man ihn einfach fort, wie ein abgebranntes Streichholz. Die Panzerkassen der Banken quollen ja über, Kreditbächlein drängten sich unter jedes bereitgestellte Produktionsrad, und das „laufende Band“ spie das eingeschluckte Material in Form fertiger Automobile auf die Straßen, viel schneller als die Hand des biblischen Schöpfers den Erdball geformt haben soll.

So in Fixigkeit der Natur voraus, wollte der Mensch auch in Lieblosigkeit nicht hinter ihr zurückstehen. Er warf die nur halb abgenutzten Produkte seines Ameisenfleißes der Verwesung hin, unbekümmert um unverbrauchte Kräfte, wie in gewöhnlichen Zeiten umgekehrt die Gegenstände gleichgültig ihre Eigentümer wechseln. Es war eine flüchtige Rache der lebendigen Kreatur an den toten Dingen, die so aufreizend treulos in der Tasche des Sohnes weiter ticken, wenn die Hand, die sie Jahrzehntelang täglich aufzog, längst vermodert ist.

Mit dem Ende der gesegneten „Prosperity“-Periode kamen die abgenützten Wagen und asthmatischen Motoren wieder zu Ehren, die „Autofriedhöfe“ sind eine Erinnerung geworden. Vielleicht war „Friedhof“ nicht die richtige Benennung? Am Rande einer Schlucht für den Todessprung angekurbelt, waren die sterbenden Wagen übereinander hinweggestampft, der wüste Anblick der geknickten Rippen und zerfleischten Dächer erinnerte an Schlachtfelder eher denn an einen Friedhof.

Nie kann ich die Bilder der ungeheuren „Heldenfriedhöfe“ sehen, mit den endlosen, geometrisch ausgerichteten Reihen von Holzkreuzen, ohne an das zerwühlte Eisengekröse im Massengrab der Automobile zu denken. Unter den symmetrisch abgesteckten Holzkreuzen, die so ordnungsliebend friedlich wirken, wird das Gewirr der Kriegsleichen versteckt, und die verkrümmten

1 In AL-T3 und AL-T2 (Andreas Latzko-Typoskript 3 bzw. 2) steht „Goldstrom“. Das dürfte ein Tippfehler sein: in AL-T1 und NLvS (Rückübersetzung aus der von van Suchtelen herausgegebenen auf Niederländisch übersetzten Publikation) steht „Golfstrom“.
Zur weiteren Erklärung der verwendeten Sigel siehe unten „Editorische Anmerkungen“.

Glieder, das widerspruchsvolle Bild der Unruhe im Grabe, das Erstarren mitten in der Bewegung. - - - Wer je das blutige Durcheinander, die hingemähten Toten auf dem Schlachtfeld gesehen hat, wird sich des Gedankens an die mit Autoteilen angefüllten Schluchten nicht erwehren können.

Das ist auch ein Beitrag zu der großen Fälschung, ein Ziegelstein in der chinesischen Mauer, die feig und schlau das Bild der Wirklichkeit isoliert. Sorgfältig muss das wahre Antlitz des Krieges unter Erde, Kreuzen und Blumen verborgen bleiben, – kein Vergleich, kein Film, kein Buch soll aus der Verpackung von geheuchelter Pietät und großen Worten den blutigen Wahnsinn herausschälen, der es wagen durfte Kupfer, Eisen, Stahl sparsam einzusammeln, verschwenderisch nur mit dem unwiederbringlichen Heiligtum, das in gotteslästerlicher Verbindung zum „Menschen-Material" degradiert wurde!

Gegen diesen atavistischen Ungeist, der Menschenleben nach Tausenden wie Kartoffelsäcke addierte, habe ich die lächerlich schwache Waffe meiner Feder gezückt, als ließe sich der Urwald mit einem Federmesser roden. Mitten im Krieg, Anfang 1917, als Lobgesänge auf Mord und Totschlag noch zum literarischen „guten Ton" gehörten, erhob ich Protest gegen die blutige Mathematik, die nichts mehr davon wissen wollte, dass jedes einzelne Menschenleben einmalig und unersetzlich ist und nicht nach Belieben multipliziert werden kann mit dem Grauen des Todeskampfes, den auch jeder Muttersohn, eingeschmiedet in die eigene Haut, einsam für sich allein bestehen muss.

Die Einbildung, ein Echo geweckt zu haben mit meinem Ruf, fiel bald von mir ab. Mehr als ein Jahrzehnt nach dem Verstummen der Kanonen haben andere, nicht mehr genötigt das Gebrüll der Geschütze und ihrer Reklameagenten zu überschreien, sich besser Gehör verschafft – ich fürchte, trotz des millionenstimmigen Widerhalls, mit dem selben negativen Resultat.

Denn es geht im Grunde um die einzige Erkenntnis, dass sich das Sterben von Menschen mit keinem Ziel entschuldigen lässt, weil jedes einzelne Leben, *vor der Zeit* ausgejätet und wie Alteisen ins Massengrab geworfen, ein ganz besonderes Kapitalverbrechen wider Geist und Sinn der Schöpfung ist, das zu multiplizieren einen betrügerischen Versuch bedeutet, hinter der suggestiven Wirkung der hohen Ziffern das Wesen der Tat: *den Mord* zu verstecken.

Ist auch mein Protest beinahe ungehört verhallt, so hat doch der missglückte Versuch mir persönlich die Beachtung und auch Freundschaft wirklich „Großer" gewonnen, die aufrecht in dem Katarakt von Dummheit und Gewinnsucht die Menschheit gegen sich selbst zu beschützen versuchten. Für diese kurze Gipfelepisode nur scheint es mir erlaubt, meinen eigenen Lebenslauf zu dem Inhalt eines Buches zu machen. Wenn ich mich nicht darauf be-

 © Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

schränke, allein den Ausschnitt zu geben, geschieht es gewiss nicht aus Überschätzung, sondern weil der Mensch, nicht wie die Schlange, die verlebten Jahre als leere Hülle hinter sich zurücklassen kann, vielmehr nur als die Gesamtsumme all seiner Erlebnisse und Taten als Ganzes verständlich wird.

II. Am Rande des Abgrundes

Wer je einen schmalen Bergpfad am Rande der steil abfallenden Felswand ersteigen musste, weiß, dass es nur ein Mittel gibt, den Schwindel abzuwehren: man darf nie in die Schlucht hinunterschauen, die unter den Füßen gähnt; den Blick krampfhaft nach oben gewandt, heißt es, den Aufstieg so fortzusetzen, als wüsste man gar nicht, wie hoch der Pfad schon über der Talsohle schwebt.

Dieselbe Regel gilt auch für den alternden Mann, der schon den sechzig näher als den fünfzig, gut tut, immer nur schön vor seine Füße zu schauen, einzig mit den Sorgen und Freuden der Gegenwart beschäftigt, ohne die Strecke zu messen, die er schon hinter sich gebracht hat. Es ist kein schönes Gefühl, sich immer näher am Rande des Abgrundes zu wissen, der sogenannte Fernblick entzückt nur die schwindelfreie Jugend.

Es ist kein leichter Entschluss, bewusst kehrt zu machen, wenn ohnehin das häufige Aussetzen des Motors, das asthmatische Schnaufen der Ventile, der Anblick der verbeulten Karosserie im Spiegel allzu oft an die verrostenden Gerippe am Boden des Abgrundes erinnern, dessen offener Rachen als unausbleibliches Endziel lauert, ob am Rande der nächsten, oder der wievielsten Kehre, ist die einzige gnädig gewährte Unsicherheit, die man besser nicht durch Berechnungen und Rückblicke zu erhellen sucht.

Ob Seelenwanderung, Auferstehen oder Nirwana – keine Zeit und kein Volk, das nicht mehr oder weniger kunstvoll gebraute Narkotika gegen dieses Bangen kennt. In der Liebe zu den eigenen Kindern, in dem qualvollen Ringen des Künstlers um ein Werk, das ihn überdauern soll, in jedem menschlichen Streben fast kauert im Unterbewusstsein verkrochen die Auflehnung wider den unerträglichen Gedanken, wie ein Mücke oder Ameise spurlos weggewischt zu werden, als hätte man nie gelebt.

Guy de Maupassant nennt die Kirchen in einem seiner Romane: „Alle diese Gebäude, die unsere Todesangst sich erbauen ließen“. Echter springt diese Erkenntnis den frommen Besucher exotischer Tempel an. Ich habe die sogenannt „gebildeten“ Europäer nachsichtig und auch verächtlich lächeln gesehen, über Singalesen, die kniend ihr Blütenopfer zu Füßen einer Buddhastatue

legten und ein Räucherstäbchen ansteckten, um durch den Wohlgeruch die Gottheit gnädig zu stimmen. Wehe dem Zyniker, der dasselbe Lächeln wagen würde in einer katholischen Kirche, vor den Kerzen, die zu Füßen eines Heiligen um Fürsprache flehen.

Am krassesten aber sah ich schauernd in einem südindischen Hindutempel den unüberbrückbaren Abgrund aufgerissen, den Glaubensstärke mit tödlichen Fußangeln spickt. Im hohen Staub suchten zwei grünliche Hinduleichen, noch nicht tot, aber seit 13 Tagen schon in der Tropensonne schmorend, ohne einen Schluck Wasser und ohne einen Bissen Nahrung, weil der Tod von eigener Hand als neue Sünde im nächsten Leben gebüßt werden müsste, verhungern hingegen eine erlaubte Unterlassung ist, die Beschleunigung des Übersiedelns in die nächste Inkarnation! Wo die heiligen Elefanten vorbei müssen zum täglichen Bad, legen sich die armen Teufel, die nicht länger das Elend ihrer armseligen Lebensstrecke ertragen wollen, mitten in das Gewimmel der Gläubigen zum Sterben hin, von der Hoffnung ermutigt, die Gnade Schiwas werde den Fuß eines Elefanten lenken und so die lange Qual des Hungertodes kürzen. Neben den Sterbenden fließt Tag um Tag achtlos das Leben vorbei, man schreitet über sie hinweg, niemand stört ihren Todeskampf; erst die Leichen werden fortgeschafft. Entrüstet wehrt der Führer den Wunsch des europäischen Besuchers ab, als Retter einzuschreiten.

Geld? – Und wenn der „Sahib“ noch so tief aus seinem Reichtum schöpfen wollte – in eine höhere Kaste emporsteigen kann der Hindu nur über die Schwelle des Todes. Ihn zurückrufen in seinen niederen Stand, da er bereits einen Teil des qualvollen Weges hinter sich gebracht hatte und gleichsam mit einem Fuße schon im nächsten, besseren Leben stand? – Gewöhnlicher Mord wäre ein ungleich geringeres Vergehen, als solcher Raub des halb schon erstorbenen nächsten Lebens!

Ob es wirklich ein beneidenswerter Hort ist, derart fest in einem Glauben verwurzelt zu sein? – Für den Ungläubigen ist es schwer, sich nicht als Mitschuldiger zu fühlen, wenn er als stummer Zeuge zuschaut, ohne das Opfer zu warnen. Aber sein Unglaube gilt nur ihm selbst ein „Wissen“! Dem wahrhaft Gläubigen ist der Lohn seiner Gottheit keine weniger festgemauerte Sicherheit. Wo – wie Mauspassant sagt – Schutzmauern gegen die Todesangst errichtet werden, kann nur ein inbrünstiger Neid den erfüllen, der ohne Illusion den Sturz in denselben Abgrund unerbittlich heranrücken sieht.

Schaudernd wiegt Prinz Hamlet den Totenschädel in der Hand, aus dem, wie aus einer tauben Nuss, nur Sand und Erde rinnt. Dass es just der Schädel eines Hofnarren ist, dessen Kopf „voll war von den herrlichen Einfällen“, wie

© Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

der Prinz seinem Freund versichert – wer hört nicht aus dem Entsetzen der vorgeschobenen Figur das eigene Grauen des schön kränkelnden Dichters? „Meine Einbildungskraft schaudert! – Mir wird gar übel!“, lässt er Hamlet ausrufen,[2] und die Frage, ob auch von Alexander dem Großen nicht mehr übrig geblieben wäre, entlarvt mit gefährlicher Deutlichkeit, wie wenig die tyrannische Frömmigkeit seines Landes und seiner Zeit Zweifel und Furcht in ihm unterdrücken konnten.

Was wäre aber auch schwerer zu tragen als dieser Gedanke des vollkommenen Verlöschens? Seit der Erfindung Professor Röntgens stehen wir auf Du und Du mit unserem Gerippe. Aber dass die reiche Galerie der Gedanken und Erinnerungen, die von Jahr zu Jahr wachsende Sammlung unserer streng persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse, dass sie auch, wie der verbrauchte Körper auf dem großen Kehrrichthaufen verwesen sollen – dieser Aufgabe des Sich-selbst-Wegdenkens ist auch das geschulteste Gehirn kaum gewachsen.

Ich weiß, die Jugend von heute hat sich gründlich emanzipiert, sie lacht über die früher gültige Weisheit, die Zahl der Lebensjahre bürge für höhere Weisheit und menschlichen Feingehalt. Dieses tyrannische Vorurteil, dass uns die Ziffern über fünfzig wie ein Karatstempel der Münze zu respektieren zwang, haben die Nachkriegsgenerationen nicht allein zu Fall gebracht, sondern wie nach jedem kräftigen Ausholen ist auch dieser Sieg über das Ziel hinausgestoßen, und die überrannte Autorität der Älteren und Eltern sollte heute anerkennen, dass umgekehrt Jugend allein ein Rechtstitel auf Respekt, und Gewähr für bessere Einsicht ist? –

Sicher sind uns Alten von heute die Erfahrungen schon zurechtgemacht eingetrichtert worden. Wir mussten in den hinteren Reihen ausharren, das Gesichtsfeld verdeckt von den fein säuberlich eingeklebten Photographiesammlungen der Altvorderen, gerade als wollte man einen von Wissensgier und Abenteurerlust fiebernden Auswanderer zwingen, seinen rechtmäßig erworbenen Fahrschein nach fernen Ländern gegen das vergilbte Reisealbum eines Heimkehrers eintauschen! –

Wie sollte gegen die Vermessenheit seine Zeitgenossen zu belehren zu wollen ein Mann nicht gefeit sein, der überhaupt kein positives Resultat erreicht, im Gegenteil alle Gaben der Vorsehung verpulvert hat?

.....

2 „Ach, armer Yorick! – Ich kannte ihn, Horatio, ein Bursche von unendlichem Humor, voll von den herrlichsten Einfällen. Er hat mich tausendmal auf dem Rücken getragen, und jetzt, wie schaudert meiner Einbildungskraft davor! Mir wird ganz übel.“ Hamlet, Fünfter Aufzug, Erste Szene, „Auf dem Kirchof“.

Der Dichter Frank Wedekind – dem der Leser im Buche noch begegnen wird[3] – nannte das Leben eine Rutschbahn. Ein Ford, ein Rockefeller wird die Definition mit gutem Grund nicht für sich gelten lassen; der arme Frank Wedekind hatte wenigstens zur Zeit als er den Satz niederschrieb, alle Ursache, das Gleichnis zu prägen. Später stemmte ihn der Welterfolg seiner Dramen zumindest in die Höhe geordneter Verhältnisse, von wo er als Sohn eines wohlhabenden Arztes mit seinem Genie gestartet war.

Das hier erzählte Leben – diese Warnung sei vorweggenommen – bleibt von Anfang bis Ende das, was man etwa die genaue Umkehrung einer Karriere nennen könnte. Im Glashaus des Reichtums zur Welt gekommen, körperlich wie geistig mit allen käuflichen Sonnen bestrahlt, auch nicht ganz ohne eigene Gaben, wird der „Held" bekennen müssen, als Steuerzahler sowohl wie als Familienerhalter hinter jedem Durchschnittsbeamten, geschweige denn Kleinkaufmann zurückzustehen.

Warum diesen Niedergang, – der nicht einmal dramatisch genug ist, ein Sturz genannt zu werden, – festhalten? Nicht um den Wert des Ichs, nur um des Griffes willen, der grausam würgend oder schmeichelnd sanft auch aus dem minderwertigen Material ein flüchtiges, aber immer wunderbares Kunstwerk formt.

III. Die ersten fünf Jahre

Die ersten fünf Jahre, und noch einige Wochen, vielleicht Monate vom sechsten, sind gnädiges Geschenk; essen, spielen, nur von den Instinkten geleitet, die noch schützend die Schwelle des Bewusstseins bewachen, damit kein Gedanke und keine Beobachtung heimtückisch ins Gedächtnis schlüpfe. Die erste Erinnerung, die aus der purpurnen Seligkeit des rein vegetativen Daseins auftaucht, ist ein verglaster Korridor, der als Spielzimmer dient.

Durchschimmernde Wände aus Milchglas, viel Sonne, ein warm-weicher Fußboden mit blau-weißen Vierecken bespannt. Wie das Vieh auf der Weide darf der neue Mensch fünfeinhalb Jahre lang alle Forderungen seines Körpers und seines Spieltriebes befriedigen.

3 Wedekind kommt in Latzkos Memoiren nicht vor. Diese Ankündigung weist aber darauf hin, dass Andreas Latzko beabsichtigt hatte, seine Memoiren weiterzuführen, worauf ja auch der letzte Satz seiner Memoiren verweist. Es ist nicht bekannt, in welchen Zusammenhang Andreas Latzko auf Wedekind zurückkommen wollte. Wedekind lebte, so wie Latzko, in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg in bzw. in der Umgebung von München. Vermutlich kannten die beiden einander in dieser Zeit.

© Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

Hier schon ist der erst fünfjährige Knabe Jahrhunderte weit einem Großteil seiner Altersgenossen voraus, die es lang vor dem ersten Laut schon lernen müssen, dass Nahrung, obschon wie die Luft in genügsamer Menge vorhanden, dennoch nicht so selbstverständlich vorhanden ist. Wer vermag zu sagen, wie viel die Welt noch wird altern müssen, ehe die wichtigsten Selbstverständlichkeiten wie ein geheiztes, sauberes Heim, ganze Schuhe, ausreichende Verpflegung die Kindheit *jedes* angehenden Menschen umhegen werden? Wollte irgendein wahnwitzig gewordener Tyrann, von der modernen Art der Öl-, Kohlen- und Streichholzkönige statt des Stickstoffs den unentbehrlichen Sauerstoff mit Hilfe riesiger Industrieanlagen aus der Luft auf Flaschen ziehen, um dann, wenn die Menschen schon bläulich im Gesicht auf den Straßen umfallen, den Erstickenden die letzten Groschen abzupressen für jeden Atemzug – ich denke doch, die Welt würde gegen diese Art „Handel" protestieren.

Ich denke! – mit Sicherheit möchte ich es nicht zu behaupten wagen, denn was ist im Grunde der Unterschied, ob man dem Menschen die Luft oder die Nahrung entzieht, die er beide in gleichem Maße benötigt, und die auch von der Natur in ausreichenden Mengen in Bereitschaft gehalten werden?

Sicher ist jedenfalls, dass alle neugeborenen Kinder entweder auf dem einen oder auf dem anderen Planeten zur Welt kommen. Auf einem regiert der Hunger, auf dem anderen der Appetit. Die Bewohner des ersten müssen es in den allerersten Monaten ihres Daseins schon lernen, dass die Befriedigung ihrer körperlichen Bedürfnisse peinlichen Verzögerungen unterliegt; die anderen wachsen heran ohne zu ahnen, dass ihr Magen auch vergebens knurren, für einen zerrissenen Schuh kein ganzer da sein könnte.

Was bedeutet der Unterschied der Hautfarbe, der Rasse, Nationalität oder Sprache, gegenüber diesem grundlegenden, mit den frühesten Kindheitseindrücken erwachenden Zwiespalt? Der Sohn wohlhabender Eltern wird mindestens sechs Jahre alt, ehe mit dem Schulbesuch das Wissen in ihm dämmert, es gebe auch sogenannte „arme Kinder", Bewohner einer Art Polarlandschaft, wo man nicht alles was man braucht aus dem Kasten pflücken oder vom Boden aufheben kann! Von der Kinderfrau an der Hand geführt, erblickt auch der gehütete Knabe dann und wann einen Bettler an der Ecke, überbringt ihm eine Kupfermünze – aber das ergibt kein Bild, bricht kein Guckloch in die chinesische Mauer. Wie diesseits und jenseits der eisernen Käfigstäbe im Tiergarten, so fremd, als ganz andere Art Wesen bestaunt das Kind in gesicherten Verhältnissen die kümmerlichen Menschenpflanzen, die im Schatten wachsen.

Und erst die Umkehrung! – die unerklärliche Gewalt der Tatsachen, die das Wunder fertigbekommen, dem noch denkunfähigen Kinde beizubringen, dass

hungrig sein allein kein ausreichender Rechtstitel ist, Nahrung zu erhalten! Wie bewältigen zwei- und dreijährige Gehirne das klaffende Problem der üppig wachsenden Leckerbissen hinter dünnen Glasscheiben, der warmgekleideten, behandschuhten Altersgenossen?

Keine andre Erklärung als das noch unfassbare Wort „arm". *Warum* aber der eigene Fuß blaugefroren aus dem geborstenen Schuhwerk lugt, *warum* die gepflegten vorbeistolzierenden Kinder nicht arm sein müssen? Wer glaubt, dass diese wie Henkerschlingen drosselnden Fragezeichen, der ersten Begegnung mit Welt und Menschen vorgelagert, ohne Einfluss auf die Entwicklung der jungen Seele bleiben?

Schuldlose Entbehrungen gegen unverdienten Überfluss, *beide* von der Wiege an mit der Luft eingeatmet, wie Sonne, Mond und Bäume als integrierender Bestandteil der eigenen Welt ins Bewusstsein aufgenommen, – mag die Weisheit, diese einerseits im Äquatorialgebiet, anderseits im Polarkreis gezüchteten Menschenarten, wie unter ganz gleichen Lebensbedingungen gewachsen, denselben Gesetzen, Pflichten und Forderungen unterwerfen – als selbst eingesetzter Richter muss ich mich zu den Tropenpflanzen einteilen, die hinter Milchglas gehütet, (von der moralischen Verpflichtung des Früchtetragens jetzt noch abgesehen) sich zumindest in Lobpreisungen dieser für sie herrlichen Welt erschöpfen sollten. –

Die allerersten, lebendig bewahrten Erinnerungen werden mir von der Einserfrau vermittelt, einer unwissend einfältigen Bäuerin. Zu Beginn meines sechsten Jahres stirbt im Stockwerk über uns die Mutter eines älteren Knaben, der sich als Schuljunge nur selten zu uns herablässt. Ohne zu wissen, was „sterben" und „Tod" bedeutet, weiß ich doch schon viele Tage vor dem Trauerfall, dass irgendetwas im Hause, über meiner Zimmerdecke nicht geheuer ist. Erwachsene unterschätzen immer die Musikalität der Kinder, sie gebrauchen Fremdwörter oder sprechen einige Sätze in fremder Sprache, ohne zu bedenken, dass ihr Mienenspiel und Tonfall aufschlussreich genug ist für die Neugierde der Kleinen. Ich erinnere mich genau, wie sehr die französischen Frage meines Vaters und die Antwort der Mutter, jedesmal wenn wir uns zu Tische setzten, mich mit Unruhe erfüllten. Ihr Gesichtsausdruck verriet Kummer, der mir im Zusammenhang mit dem Namen der fremden Familie über uns erklärlich war. Als Folge beobachtete ich mit wachsender Unruhe die Zimmerdecke, wenn ich abends in meinem Bettchen lag, und die Furcht, das unbekannte Böse, das da oben vorgehen musste, könnte zu mir durchbrechen, zwang meine Eltern, die Kinderfrau bei mir sitzen zu lassen, bis ich eingeschlafen war.

© Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

Für einfache Leute haben Todesfälle eine besondere Anziehungskraft. Das Sensationsbedürfnis, das nicht Romanlektüre, Theaterbesuch, Stiergefecht oder dergleichen befriedigen können, klammert sich an die wenigen besonderen Ereignisse ihres grauen Alltages. So schärfte die alte Bäuerin meine ohnehin aufgewühlte Phantasie mit dunklen Andeutungen und bewirkte, dass ich – entgegen des strengen Verbotes – hinter ihren Röcken ins Vorzimmer schlüpfte, als sie mit geheimnisvoller Miene die Türe ins Treppenhaus einen Spalt weit öffnete.

Rund ein halbes Jahrhundert ist seither vergangen, und noch immer höre ich, wie damals, das knirschende Schlürfen von kurz trippelnden Schritten auf Steinfließen. Wenige Sekunden lang nur sah ich die lange schwarze Kiste, die wie ein riesiger Felsblock so schwer sein musste, nach den Schritten der schwarzgekleideten Männer geurteilt, die sie schleppten. Warum gerade das große Gewicht des Sarges einen so aufwühlenden Eindruck auf mich machte, weiß ich nicht zu erklären. Tatsache ist, dass ich viele Jahre lang, ja eigentlich bis auf den heutigen Tag, die kurzen, schlürfenden, trippelnden Schritte nicht von dem Begriffkomplex „Tod und Sterben“ trennen lernte. Sooft in den Märchenbüchern ein Todesfall vorkam, ob Riesen oder Zwerge, kleine Kinder, Elfen, böse Zauberer oder gefräßige Bären das Zeitliche segneten, der Tod wandelte sie in meiner Vorstellung zu ungeheuer schwer lastenden Massen, und die ersten Schatten der Todesfurcht überfielen mich, wenn ich an Neubauten vorbei musste oder steile Felswände sah. – Noch als Gymnasiast, als Angst zu haben mich geschändet hätte, stopfte ich oft die Faust in den Mund, kalten Schweiß auf der Stirne aus Furcht, die Zimmerdecke über mir werde herabstürzen und mich begraben. Nie vergesse ich meine Verblüffung beim Anblick eines einfachen Mannes, der den winzigen blauweißen Sarg eines Säuglings unter dem Arm zum Friedhof trug! Ich muss damals mindestens zwölf Jahre alt gewesen sein und war ein sonst nachdenklicher Junge, und doch löschte erst dieser Anschauungsunterricht die Zwangsvorstellung in mir aus, der Tod sei ein Etwas mit erschreckend großem Eigengewicht.

IV. Antisemitismus

Auch die zweite bleibende Erinnerung kerbt die alte Kinderfrau in mein Gedächtnis. Im Sommer desselben Jahres wahrscheinlich, denn das Erlebnis ist an den Park und die Sommervilla gebunden, die vermeintlich als Hintergrund

auftauchen, sobald ich an die Ereignisse und Gespräche jener Zeit zurückdenken will.

Heute liegt das Haus im besten Wohnviertel Budapests, mit Untergrundbahn oder Auto höchstens zehn Minuten weit vom Mittelpunkt der Stadt. – Vor fünfzig Jahren lag es eine Viertelstunde tief im Wald, im weiten Umkreis waren einige Wirtshäuser mit Gastgarten für „Ausflügler“ die einzigen Bauten. Ich muss darauf achten, nicht unter die Kindheitserinnerungen zu mischen, was ich in viel späteren Jahren über die „Villa“ und ihren damaligen Besitzer erfahren habe, weiß aber sicher, dass mich ein scheuer Respekt für den Unbekannten erfüllte, dem meine Phantasie die äußere Erscheinungsform eines Bilderbuchkönigs lieh.

Äußerlich glich das Sommerhaus eher einem gut erhaltenen Tempel des klassischen Altertums. Aus Gesprächen der Erwachsenen wusste ich, dass der Eigentümer, der vor zwei Jahren erst das fürstliche Heim mit dem großen Park am Rande der Stadt für sich hatte errichten lassen, nun schon des neuen Besitzes überdrüssig war und irgendwo im Auslande in einem teuren Badeorte die Ferien verbrachte.

Wenn mein Vater vor Gästen über das Haus sprach, schwang in seiner Rede die Geringschätzung des soliden, auf die Mehrung seines Vermögens bedachten Kaufmanns mit, – und dieser vorwurfsvoll-verächtliche Ton übte auf meine Kinderphantasie eine herausfordernde Wirkung. Wenn die Kinderfrau und die Mädchen in der Küche am Monatsersten ihren Lohn erhielten, fingen meine gespitzten Ohren jedesmal wenig schmeichelhafte Bemerkungen über den „Geiz“ meiner Eltern auf. Diese anvertrauten meine Beaufsichtigung bedenkenlos dem üblichen bezahlten Personal, das immer aus den Schichten der Besitzlosen rekrutiert, das weiche Wachs der unentwickelten Kinderseele mit den harten Arbeitshänden modelliert.

Eine Kindheit auf jenem andern Planeten der frühen Entbehrungen hinter sich, täglich Zeuge des unerschöpflichen Überflusses im Hause der „Herrschaft“, bringen diese armen Leute die bewunderungswürdige Gutmütigkeit auf, den ihnen anvertrauten Kindern neidlos alle Freuden des Reichtums zu gönnen. Dass sich diese Toleranz nicht auch auf die Erwachsenen erstreckt, kann nicht wundernehmen.

Es ist eine unerklärliche Inkonsequenz aller wohlhabenden Eltern, Geld, Schmuck, ja sogar Lebensmittel sorgfältig verschlossen zu halten, nur gerade ihre Kinder vertrauensvoll den schlecht entlohnten Wächtern aus dem feindlichen Lager zu überlassen.

© Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

Freilich, die fünf Kinder und den großen Haushalt konnte meine arme, immer kränkliche Mutter nicht allein versorgen. Der Vater fuhr früh morgens in die Bank und kam im Sommer nur spät abends, sonst auch für die knappe halbe Stunde der Mittagsmahlzeit nach Hause. Er plagte sich so, einzig für seine Kinder, die gut zu versorgen das Ziel all seiner Arbeit war! Aber um ihre Zukunft so ausbauen zu können, opferte er den Einfluss auf ihre Entwicklung während der wichtigsten Periode der Grundsteinlegung!

Aufgeweckte Kinder sind noch unausgefüllte Fragebogen. Wie die Schmarotzerpflanzen mit ihren Luftwurzeln saugen sie ihr Weltbild aus den Antworten der Umgebung, und der Samen, den Einfalt, plumpe Unwissenheit in den unbebauten Boden stampfen, schießt hoch in ihrer lebhaften Phantasie.

So ist das Bild der griechischen Fassade in meiner Erinnerung unlöschbar an eine vertrauensvolle Mitteilung der Kinderfrau gefesselt. – Der Park, den ich zwei Sommer lang durchtobt habe, ist wie weggewischt, kein Spiel, keine Freude und keine Strafe ist mir im Gedächtnis haften geblieben. Ich sehe immer nur das ungewöhnlich hohe Schlafzimmer, die breite, bis zum Fußboden reichende Glastüre, die auf den Säulengang mündet, ist von außen mit breiten Eisenbalken verdeckt, dass kein Lichtschein weder herein noch hinausdringen kann. Nur eine Kerze brennt. – Ihr unruhiges Flämmchen zeichnet den Schatten des wegstehenden Kopftuches wie einen ungeheuren Schwalbenschwanz bald auf die Decke, bald auf die Seitenwände, wenn sich die Alte, eifrig tuschelnd, über mein Bettchen beugt.

Es war der Sommer des großen Ritualmordprozesses von Tisza-Eszlár, den Arnold Zweig, der Dichter des „Sergeanten Grischa", Jahrzehnte später zu einem Drama gestaltet hat.[4] Der leibliche Sohn des Angeklagten, ein hysterischer dreizehnjähriger Bengel, von den Landjägern erst misshandelt, dann mit Schokolade traktiert, als er ihrem Wunsch folgend gegen seinen Vater aussagte, hielt auch bei der öffentlichen Verhandlung die Aussage aufrecht, er hätte durch eine Türspalte mit eigenen Augen gesehen, wie sein Vater das Christenmädchen abgestochen und ihr Blut in einen Eimer aufgefangen hätte. Für den berühmten Verteidiger, den ich in meinen Journalistenjahren persönlich kennen lernte, war es ein Leichtes, den Jungen in Widersprüche zu verwickeln; alle belastenden Aussagen erwiesen sich als einstudiert, und so wurde, trotz

4 Der Ritualmordprozess von 1882/1883, bekannt unter dem Namen „Affäre von Tisza-Eszlár", war mit seinen Auswirkungen ein früher Höhepunkt des politischen Antisemitismus in Ungarn. Das Ereignis wurde öfters literarisch verarbeitet, unter anderem, wie erwähnt, von Arnold Zweig, in seinem Roman „Ritualmord in Ungarn" (1915) und in Rudolf Brunngrabers „Prozess auf Tod und Leben" (1951). Letzterer war Vorlage für den österreichischen Spielfilm „Der Prozess" (1948) mit Ernst Deutsch in der Rolle des Angeklagten.

des Straßenterrors einer Gruppe von Radauantisemiten, der Rabbiner freigesprochen.

Der ungeratene Sohn wurde von seinen Auftraggebern in aller Stille nach Amerika abgeschoben, aber das unwissende Volk in seiner Einfalt ließ sich weismachen, die reichen Juden hätten das Gericht bestochen. Einen vollgültigeren Schuldbeweis als die Zeugenschaft des leiblichen Sohnes wider den Vater konnte es doch wohl nicht geben, und so musste Militär konsigniert werden. Tagelang patrouillierten Husaren durch alle Straßen Budapests, die Drohung, alle jüdischen Geschäfte zu plündern und alle Juden zu erschlagen im Falle eines Freispruches zwang die Regierung zu umfassenden Sicherheitsmaßnahmen. In der Nacht unmittelbar nach Bekanntwerden des Urteils wurde sogar scharf geschossen, und diese Salven, nicht allzu weit von der Villa abgefeuert, hämmerten den Schrecken und die geheimnisvollen Mitteilungen der Kinderfrau unauslöschlich in mein Gedächtnis.

Es bedeutete eine schwere Erschütterung meines Rechtsgefühles, das auf die Bestrafung aller Hexen und Stiefmütter, und die Befreiung und Krönung aller verwunschenen Prinzen eingestellt war, einen so grausamen Mord ungeahndet zu wissen. Lange konnte ich nicht einschlafen. Dass in einem Schaff eingefangene und zum Brotbacken verwendete Christenblut beschäftigte ausgiebig meine aufgewühlte Phantasie. Mit täglich wiederholenden Gelübden ewigen Schweigens entlockte ich der Kinderfrau alle Einzelheiten, die sie aus den heimlich erstandenen Nummern ihrer Ein-Kreuzer-Zeitung mühselig herausbuchstabierte.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich zum Verderben der armen Frau zuletzt doch wortbrüchig wurde. Als ich meinen Vater bei Tisch verächtlich von dem demonstrierenden „Gesindel“ sprechen hörte, konnte ich meine Empörung nicht bändigen und schüttete das Füllhorn meines Zornes über mordende Juden, bestechliche Richter und käufliche Zeitungsschreiber aus.

Die Überraschung meiner Eltern war groß. Ohne mich auf die Veränderung vorzubereiten, ließen sie die Kinderfrau geräuschlos verschwinden – ohne weitergehende Folgerungen aus dem Einzelfalle zu ziehen.

Ich werde später noch viel davon zu erzählen haben, wie ein blutarmer Medizinstudent mir die schönsten Jahre meiner Jugend mit seinem gehässigen Neid zur Hölle machen durfte. Wenn ich auf der Sonnenseite geboren und auferzogen, mit allen meinen Sympathien und Interessen zu den Antipoden hinüberwuchs und mein ganzes Leben lang mit der Gegenseite fühlte und für sie fechten werde, so sind es diese ersten Einflüsse, die ausschlaggebend für meine Entwicklung wurden.

© Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

V. Zur Schule

Der festliche Tag des ersten Schulbesuches ist mir mit der peinlichen Erinnerung an eine „Blamage“ verbunden, die mir – vielleicht nicht ganz mit Recht – viel Spott eingetragen hat. Ehe ich mit dem Ranzen auf dem Rücken an Hand der Kinderfrau stolz den Weg antrat, verteilte ich meine sämtlichen Spielsachen unter den jüngeren Geschwistern. Als Schuljunge, so wähnte ich, bliebe mir für derart unernste Beschäftigungen doch keine Zeit frei, auch schien es mir mit der Würde der Wissenschaften unvereinbar, andere Dinge als Bücher künftig in die Hände zu nehmen.

Als ich zwei Stunden später heimkehrte, fand ich die Geschwister in den Genuss ihres neuen Besitzes vertieft. Bis zum ersten Sonntag unterdrückte ich mühsam meine Reue, dann aber widerrief ich meinen Großmut, forderte mit Brachialgewalt meine Sachen zurück und ging aus der unvermeidlichen Rauferei als schmachvoll Besiegter hervor, denn das Salomonische Urteil der herbeigeeilten Eltern fiel zu meinen Ungunsten aus. Wie ich noch oft, und bis in die Studentenjahre hinein, zu hören bekam, sollte der Verlust der Spielsachen die Strafe für meine „Großmannssucht“ sein. Ob Urteil und Benennung psychologisch richtig waren, möchte ich bezweifeln. Pädagogisch mag es richtig gewesen sein, das Einhalten des einmal gegebenen Versprechens zu erzwingen. Was aber den Erwachsenen „Großmannssucht“ schien, war bestimmt nur die Auswirkung meiner allzu regen Phantasie, die mir noch so manchen viel ärgeren Streich im Leben spielen sollte.

VI. Ungarn um 1880

Mit dem Ungarn von heute hatte die Heimat meiner Kindheit wenig gemein. Was seit dem Weltkrieg und dem ungünstigen Friedensschluss mit grimmiger Besessenheit verfolgt wird und als vaterlandsfeindlich, als „jüdische Tücke“ gilt, der Liberalismus und das parlamentarisch-demokratische System waren die hehren, mit patriotischem Stolz gepriesenen Errungenschaften, die hoch zu halten oberste Pflicht jedes Ungarn war.

Diese Atmosphäre meiner Schuljahre war noch trächtig mit den Schlagworten der Revolutionszeit von 1848, der ewige Rahmenbegriff „Freiheit“, das unzerbrechliche Gefäß, das sich geduldig mit den widersprechenden Inhalten füllen lässt, schilderte der Jugend meiner Generation in der übernationalen Färbung der Tradition von 1789; der Kampf der „Menschenrechte“

gegen jede Art Unterdrückung überwog das nur nebenher mitwirkende, engherzige Nationalgefühl von heute. Für uns waren die polnischen Freiheitskämpfer Kościuszko[5] und Poniatowsky[6], der Italiener Garibaldi[7] gleichwertige Heldenbrüder der ungarischen Revolutionäre – Frankreich ehrten und liebten wir als Vorbild, „*Deutsch*", das bedeutete Tyrannei, mittelalterliche Vorurteile, sklavischer Gehorsam, Korporalstock.

Eine kurze historische Erklärung dieses Deutschenhasses scheint mir unerlässlich.

Im Gegensatz zu den zahlreichen Provinzen des Habsburgerreiches war Ungarn, dem Namen nach wenigstens, kein ererbter oder eroberter Besitz, sondern ein selbstständiges, aus eigener, freier Wahl angeschlossenes Königreich. Wäre der achtzehnjährige Franz Joseph, als er im Jahre 1848 den kaiserlichen Thron bestieg, klüger oder besser beraten gewesen, er hätte den Ungarn die Fiktion gelassen. Mehr als eine Fiktion konnten Wahlrecht, Parlamentarismus, Selbstverwaltung in dem rein agrarischen Lande nicht bedeuten, dessen Boden zu mehr als neun Zehntel im Besitz des feudalen Hochadels, der Kirche und der einen besonderen Junkerkaste war, des sogenannten „Sieben-Zwetschken-Adels"[8], dessen Erbgüter zur Not gerade ausreichten, das Wurzelwerk von sieben Zwetschkenbäumen zu fassen. Die Leibeigenschaft war wohl schon aufgehoben, aber statt öffentlich auf die Prügelbank gestellt zu werden, wurde der frühere Leibeigene von den Gendarmen hinter den verschwiegenen Wänden der Wachstube blutig geschlagen, und seinen Wahlzettel bekam er von seinem Gutsherrn, von dem Kreisrichter oder vom Dorfgeistlichen in die Hand gedrückt.

Im Revolutionsjahr 1848 war überdies die gesamte Landbevölkerung des Lesens und Schreibens noch unkundig. Eine Industrie existierte überhaupt nicht. In der Wiener Kamarilla herrschte der Geist Metternichs. Die blutigen Unruhen in allen Ländern Europas unterstützten wirksam das reaktionäre Argument: jede Rebellion müsse mit drakonischer Strenge unterdrückt werden, und so ließ es der unerfahrene junge Mann zu einem Krieg und beinahe

5 Tadeusza Kościuszko (1746–1817) polnischer Nationalheld, Anführer des nach ihm benannten Aufstandes gegen die Teilungsmächte Russland und Preußen im Jahr 1794; kämpfte 1777–1783 im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg an der Seite George Washingtons; setzte sich für die Abschaffung der Sklaverei ein.

6 Józef Antoni Poniatowsky (1763 Wien–1813 bei Leipzig) polnischer General; kämpfte 1788 für, 1809 gegen Österreich.

7 Giuseppe Garibaldi (1807–1882) kämpfte in den italienischen Unabhängigkeitskriegen vor allem gegen Österreich.

8 Kleinadelige wurden im Volksmund *hétszilvafás nemes* – „Adeliger mit sieben Zwetschgenbäumen" – genannt.

© Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

zwanzig Jahre unterirdischen Kampfe kommen, der sich im Gehirn der ungarischen Schulkinder, Studenten und Zeitungsleser allerdings ganz anders spiegelte. Mit seinen eigenen Österreichern, Tschechen und Kroaten war der Tyrann mit Ungarn nicht fertig geworden. Die oft nur mit Sensen bewaffneten, meist barfuß marschierenden „Horden" der Rebellen konnten erst überwältigt werden als der Zar von Russland im Interesse der gemeinsamen guten Sache seine Kosaken zu dem Söldnerheer der österreichischen Generäle stoßen ließ; und auch noch gegenüber dieser hoffnungslosen Übermacht soll die Idee der Kraft nur unterlegen sein, als der Oberbefehlshaber der Revolution die Waffen streckte. Er wurde dafür zum Judas gestempelt. Wir lernten ihn verachten, der Käuflichkeit verdächtigen, bekamen das Märchen von dem „bestochenen Söldling der Tyrannei" verzapft, der in Wirklichkeit das Martyrium der Schande auf sich nahm, um sein Gewissen nicht mit unnützen Blutvergießen zu belasten.

Die traditionelle Dummheit jeder Gewaltherrschaft, die Wurzeln der besiegten Idee mit Märtyrerblut zu begießen, gab auch dem Triumph der österreichischen Generäle seine Würze. Pulver und Blei dünkte ihnen für das Demokraten-Gesindel zu gut. Feldherrn und Minister der gestürzten Republik kamen an den Galgen, nur dem Grafen Batthyány gelang es, sich den Soldatentod zu erzwingen. Die eigene Frau schmuggelte ihm in der letzten Nacht ein kleines Federmesser in die Zelle, und die Halswunde, die er sich beibrachte, machte das Anlegen der Schlinge unmöglich.

Die Hinrichtungen schufen einen Mythos, der zu den Herzen sprach, und die beinahe zwanzigjährige Willkürherrschaft der österreichischen Soldateska wandelte die unverständlichen Theorien von Volkssouveränität und Demokratie in einen populären Freiheitsbegriff. Die Sprache der Militärbehörden war deutsch, die Erlässe, Verbote und Verordnungen, alle Gesuche und Meldungen mussten in deutscher Sprache verfasst werden. Die einzig mögliche Art die Unterdrückung zu sabotieren war, nicht Deutsch zu verstehen. Als 1867 die fremde Tyrannei ein Ende nahm, blieb das Odium an der deutschen Sprache haften. Und der Gegensatz: Demokratie – Absolutismus wird verlegt auf den Gegensatz deutsch und ungarisch.

VII. Kampf um die Sprache

Für einen Großteil der städtischen Bevölkerung, insbesondere für den bürgerlichen Mittelstand Budapests, bedeutete diese Ächtung der deutschen Sprache

ein schwieriges Problem. Fabriken gab es zu jener Zeit noch nicht, der Export beschränkte sich auf Getreide, Mastochsen, Geflügel und Pferde. Alle Gebrauchsartikel wurden als Fertigware importiert, und die Handelssprache war selbstverständlich deutsch, denn wer hätte jenseits der Landesgrenze einen ungarischen Brief lesen oder gar beantworten können?

Nun lag der weitaus überwiegende Teil des Handels in Händen der Judenschaft, die nicht ungarisch konnten. Auch die meisten Gewerbetreibenden, Tischler, Schneider, Schuster, sowie alle Unternehmer, Baumeister, Poliere usw. sprachen als eingewanderte Flüchtlinge aus der Zeit der Protestantenverfolgungen ihre Muttersprache. Diese „Schwaben", wie man sie nannte, hielten viel auf ihre Tradition, wohnten in bestimmten Bezirken zusammen und bildeten einen besonderen Bürgerstand, der sich nicht weniger dickköpfig als vorher die Ungarn gegen den umgekehrten Sprachzwang wehrte.

Diese Absonderung von Handel und Gewerbe wurde noch unterstützt durch das überlieferte Vorurteil: für gute Magyaren gäbe es nur zwei standesgemäße Berufe: das Bebauen der ererbten Scholle oder den Staatsdienst. Wer Handel trieb, galt nicht für „voll", er rangierte unweit des jüdischen Trödlers, dessen krähender Ruf:

„Handléh!"

wenn er mit dem Sack auf dem Rücken die Häuser nach verkäuflichem Speicherkram absuchte, als Spitzname gebraucht wurde gegen die Dorfjuden und das Haus Rothschild sowohl wie gegen jeden Ladeninhaber, auch wenn er kein Tröpfchen Judenblut hatte. Kavaliere, auf Ungarisch „uriember", Herrenmensch genannt, durften mit Geld nur am Spieltisch zu tun haben.

In der Hauptstadt waren die Standesvorurteile nicht so unerbittlich wie in der Provinz. Besonders die reichen Kaufleute und Bankmänner fanden überall leicht Aufnahme. Gegen entsprechende Opfer zu Wahlzwecken, wenn die Regierung eine gefügige Mehrheit ins Parlament bringen wollte, erhielten sie sogar den erblichen Adel. Die ärmeren begnügten sich mit dem Kauf klangvoller magyarischer Namen, die für einen Aktenstempel von 50 Kreuzern (einen halben Gulden) die vielen Lewy, Rosenbaum etc. von den Geschäftsschildern und vor allem aus den Schülerlisten verschwinden ließen.[9]

9 AL-T1 und AL-T2 enthält hier den in AL-T3 gestrichenen Absatz: „Die jüdische Jugend neigt überall zum Chauvinismus, das Nationalgefühl von französischen, elsässischen, Berliner Juden war bis nach dem Krieg von einer fast krankhaften Reizbarkeit und ist auch in Folge der neuen antisemitischen Welle nur diskreter, aber nicht weniger allgemein geworden. Im Ungarn der zweiten Jahrhunderthälfte hatte die jüdische Schul-

© Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

Die Generationen, die mit mir zugleich auf der Schulbank saßen, spielten die Rolle des Prellbockes im Kampf um die Verdrängung der deutschen Sprache. Der Streit wurde sozusagen auf ihrem Rücken ausgetragen.[10] Am meisten hatten unter diesem Zwiespalt die Kinder des deutschen Bürgerstandes zu leiden. Ich erinnere mich an blauäugige, hellblonde Hünen, die nicht nur den deutschen Familiennamen behalten mussten, sondern auch als Hans, Fritz usw. unterzeichneten, was zu dauernden Zusammenstößen mit den Schulbehörden führte.

Auch die deutschsprachigen Tageszeitungen verschwanden nur sehr langsam. Als letzte Trutzburg fiel das Gebäude des deutschen Theaters, auf dessen Bühne ich noch als Elfjähriger Gymnasiast Schillers Jungfrau von Orleans in der Aufführung der Meininger[11] sah. Im folgenden Winter vernichtete ein mächtiger Brand das alte Haus und der Versuch der trotzigen „Schwaben", es neu aufzubauen aus Sammelgeldern, musste abgebrochen werden.[12] Die öffentliche Meinung wollte den Schandfleck nicht länger im Antlitz der Landeshauptstadt dulden. Einige Tingeltangel nicht zweifelhafter Moralität hielten noch eine Weile am deutschen, später an einem gemischtsprachigen Programm fest, das von Jahr zu Jahr mehr „gereinigt", schließlich auch auf jede deutsche Nummer verzichten musste. Französische Chansonetten und englische Clowns blieben gerne gesehen, nur an der deutschen Sprache haftete das Odium der zwanzigjährigen Militärdiktatur der Österreicher,[13] für die alles Deutsche, der Berliner Fontane so gut wie der Schweizer Gottfried Keller büßen mussten.

Erst nachdem die „neutralen" Norweger Ibsen und Björnson das Eis gebrochen hatten, konnten um die Jahrhundertwende die Erfolgsstücke der naturalistischen Schule Hauptmann, Sudermann,[14] Dreyer[15], in vorsichtiger Dosierung eingeschmuggelt werden, und diese ganz neue Bekanntschaft mit einer

jugend noch einen besonderen Grund, patriotisch zu sein: der Liberalismus galt für ein Erbe der nationalen Revolution, und diese Verquickung von Demokratie, Toleranz und vaterländischer Gesinnung verpflichtete die Söhne der früher verfemten Väter dazu, Fortschritt und Heimat als Gesamtbegriff im Herzen zu tragen."

10 AL-T1 und AL-T2 enthält hier den in AL-T3 gestrichenen Satz: „Ich hatte zahlreiche Kameraden, die in einem deutschen Elternhaus zu magyarischen Chauvinisten heranwuchsen. Vater und Mutter konnten oft kein Wort der Landessprache, und der Sohn bemühte sich, seine deutschen Kenntnisse geheim zu halten."

11 Die „Meiningner", das Schauspielensemble des Hoftheaters in Meiningen (im Süden Thüringens) unternahm von 1874 bis 1890 zahlreiche Gastspielreisen mit modernem Regietheater.

12 Das letzte deutsche Theater, von denen es vorher mehrere gegeben hatte, brannte am 20. Dezember 1889 nieder.

13 Die Periode von der Niederschlagung des ungarischen Aufstandes bis zum Ausgleich, also 1848–1867.

14 Der aus Ostpreußen stammende Bühenautor Hermann Sudermann (1857–1928).

15 Der seit einigen Jahrzehnten kaum mehr rezipierte Schriftsteller Max Dreyer (1862–1946).

bis dahin ignorierten Kultur wurde für mich zu einem folgenschweren Erlebnis. An französischen Theatralik gewöhnt, auf Pathos und die raffinierte Technik, auf die Sardou,[16] Dumas etc. eingeschworen waren, flammte in meinem zwanzigjährigen Herzen das ohnehin längst schwelende soziale Gerechtigkeitsgefühl hell auf und vertrieb mich für immer aus dem Lande, das seine revolutionäre Tradition gegen fremdsprachige Unterdrückung längst vergessen hatte und die bevorzugte Heimat der ökonomischen Knechtung geworden war.

VIII. In der Volksschule

Als Sohn einer Wienerin, die erst nach ihrer Verheiratung das Studium der Landessprache begonnen, und trotz Fleiß und Ausdauer nie ganz erlernt hatte, dürfte ich im wörtlichen Sinne des Wortes Deutsch meine „Mutter"-Sprache nennen. Als der älteste unter drei Söhnen war ich auch dazu ausersehen, dereinst die Bank meines Vaters weiterzuführen, und so wurde meiner Bildung von Anfang an ein doppelsprachiges Fundament unterschoben.

Ganz einfach war die Ausführung der Absicht nicht, denn aus den öffentlichen Volksschulen war der Unterricht der deutschen Sprache längst verbannt.[17] In den Gymnasien war Deutsch nur ein Fakultativgegenstand, in den Realschulen ging Französisch voran und wurde viel gründlicher betrieben. Für arme Kinder, die bloß der vierjährigen Schulpflicht genügten, existierte die deutsche Sprache überhaupt nicht, trotzdem, oder vielleicht gerade weil sie während der dreijährigen Dienstzeit beim Militär dem deutschen Kommando von Offizieren und Berufsunteroffizieren gehorchen mussten, die wieder das Kriegsministerium sorgfältig aus den österreichischen Provinzen herüberkommandierte und sie nie so lange im Lande ließ, dass sie die Sprache erlernen und sich mit den Rekruten hätten verständigen können.

Eine einzige Schule in Budapest hatte das Privileg, den Anfangsunterricht zugleich in ungarischer und deutscher Sprache zu erteilen. Es war die aus eigenen Mitteln erhaltene, aber öffentliche und dem Unterrichtsministerium unterstellte Volksschule der lutheranischen Gemeinde.

16 Der französische Dramatiker Victorien Sardou (1831–1908), u.a. Verfasser des von Puccini vertonten Dramas „La Tosca".

17 Gestrichene Passage in AL-T3: „Vom verhassten Zwang befreit, wetteiferten alle staatlichen und städtischen Behörden, Lehrer, Professoren und selbst die Geistlichen aller Religionen, die eingeschleppten deutschen Brocken und mit ungarischen Endungen adaptierten Wörter restlos auszujäten. In Nachahmung des Vogel Strauß wurde die lange gemeinsame Grenze mit Österreich, das von Westen her die ganze Landeshälfte umspannte, einfach ignoriert."

© Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

Eigentlich nur für die Kinder der lutheranischen Gemeindemitglieder errichtet, zeigte sich aber bald, dass zahlreiche Eltern gerne bereit waren, auch über das ohnehin erhöhte Schulgeld für Angehörige fremder Konfessionen noch mit Stiftungen, Unterstützungsgeldern und was sonst noch helfen konnte, die Aufnahme ihrer Kinder zu erwirken.

So wurde aus jedem Platz in der evangelischen Volksschule eine Art Latifundium, das der Meistbietende ersteigerte. Einzig die Armen, die das gewöhnliche Schulgeld für eine städtische Schule nicht erschwingen konnten und auf Grund ihrer Konfession Anrecht auf einen Freiplatz hatten, mussten unbedingt aufgenommen werden.

Besonderer Beliebtheit bei den Lehrern erfreuten sich diese Spielverderber nicht, und dazu waren sie noch fehl am Ort in einer Schule, die, zu mehr als neun Zehntel von den Kindern der wohlhabenden Familien besucht, in jeder Klasse den Schandfleck einiger zerlumpter, barfüßiger Schüler in dem tadellosen Ensemble der koketten Matrosenanzüge dulden musste.

Als einer der „eingekauften" Söhne kam ich so vor der Zeit in unmittelbare Berührung mit dem finstersten Großstadtelend, das in anderen Schulen, schon durch die geographische Lage in einem reichen Stadtviertel den meisten Kindern erspart bleibt. Für gewöhnlich beachten Schuljungen Kleidung und ökonomische Lager der Kameraden nicht, Geschicklichkeit im Ballwerfen ist entscheidender für die Position, die man unter Mitschülern genießt. Aber man kann es unmöglich übersehen, dass ein Junge bloßfüßig auf die verschneite Straße hinaustritt, wenn man selbst im Hause die Schuhe wechseln muss bei nassem Wetter! Ein Schulkollege ist etwas anderes als der Bettler an der Ecke. Er gehört in den eigenen Lebenskreis und ist doch zugleich etwas rätselhaft Beunruhigendes, der Zipfel einer anderen, fremden Welt.

Sicher hat die ständige Nachbarschaft der immer hungrigen, zerlumpten Barfüßler nicht auf alle meine Schulkollegen die gleiche suggestive Wirkung ausgeübt wie auf mich. Nicht dass ich sie etwa bedauert hätte! Sie spielten in den Pausen lustig mit, waren uns ängstlich behüteten Vätersöhnchen in körperlicher Geschicklichkeit und meist auch in Kraft trotz aller Entbehrungen überlegen. Nur irgendwo im Unterbewusstsein wühlte die noch nicht klar formulierte Frage, warum der Andere es als selbstverständlich hinnimmt, dass er oft nicht einmal trockenes Brot für die Pause hat, und ich jeden Tag eine mit Schinken belebte Butterstulle mitbekomme? Nicht die Armut selbst, nur die Genügsamkeit, die dankbar Reste entgegennahm, fiel mir auf, und ich erinnere mich genau, wie beschämt ich die Augen niederschlug, als neben mir ein Freischüler zu Beginn des Jahres die zerrissenen, schmutzigen Bücher in bekritzel-

ten, zerfetzten Umschlägen als Gnadengabe aus der Schulbibliothek geliehen erhielt.

Der gedeckte Tisch mit den nacheinander aufservierten Gängen bedeutete uns verwöhnten Kindern eher eine Plage. Wir wurden genötigt, mussten mehr essen als es uns verlangte. Die Vorstellung hungrig zu bleiben schreckte nicht. Kinder sind gewohnt, gegebene Tatsachen als unabänderliche Feststellung zu registrieren, gebrauchten doch selbst die Erwachsenen Worte wie „arm“ und „Bettler“ gedankenlos, genauso wie sie feststellen, dass es regnet oder dass es Herbst oder Frühling ist. An die Widernatürlichkeit des Zustandes, dass ein Mensch mitten im Überfluss der Großstadt, umgeben von Kaufläden und Schaufenstern, wie ein Schiffbrüchiger auf nackter Felseninsel, tausende Seemeilen weit von jeder menschlichen Behausung *hungern* muss, dieser unerklärliche Anblick der Not hinter absolut unsichtbaren Trennungsmauern, kommt ja meist nicht einmal den Opfern zu Bewusstsein, so selbstverständlich scheint den Menschen alles, was „immer schon gewesen ist.“ Wie hätte meine siebenjährige, ganz auf autoritative Belehrung angewiesene Unwissenheit, Abgründe hinter so ordnungsmäßig eingereihten Erscheinungen vermuten sollen, wie Bettler, die gleich den Laternen zum Straßenbild gehörten und sogenannt „arm“ waren, wie ja auch die Wäscherinnen, der Hausbesorger, die Droschkenkutscher, Dienstmänner und der Süßigkeitenhändler vor der Schule, ihrer Kleidung nach beurteilt gleichfalls „arm“ waren und sich dabei offensichtlich ganz wohl befanden.

Ein neues Schuljahr mit alten, verschmierten Büchern beginnen zu müssen – das hingegen ließ sich nicht einfach in den nichtssagenden Rahmenbegriff „arm“ hineinfügen. Die neuen Bücher im Laden einzukaufen, sie kunstvoll in Schutzumschläge aus blauem Papier einwickeln und dann – vor allem! – auf die Etikette den eigenen Namen hinmalen, mit der erhöhten Zahl des beginnenden Schuljahres – das war doch der feierlich beglückende Akt, der sich nur in jährlichen Zwischenräumen wiederholte und den Genuss am Eigentum mit überraschender Eindringlichkeit auskosten ließ! Mit dem Aufschreiben des Namens auf die Etikette nahm man sie erst richtig in Besitz; sie wurden zu einem Teil des Schülers Andreas Latzko, nicht viel anders als seine rechte Hand.

Nahezu ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit ich auf dem leihweise anvertrauten Lesebuch des armen Mitschülers, die vielen, kreuz und quer gekritzelten Namen aller vorausgegangen Besitzer erblickte! Damals flammte zum ersten Mal klar der Gedanke in mir auf, dass ich an der Stelle des andern nicht

 © Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur

Dankbarkeit heucheln, sondern gegen das *Unrecht* grundlos so benachteiligt zu werden, entschieden protestieren würde.

Noch vor meinem Übertritt in die Mittelschule, in der vierten und letzten Elementarklasse, lernte ich als stummer Zeuge dazusitzen, während anderen, wehrlosen Opfern brutaleres Unrecht zugefügt wurde! An aller Plage, die mir mein kriegerisches Rechtsempfinden im Verlaufe des nachfolgenden halben Jahrhunderts eintrug, hat Herr Klassenlehrer Lux sein redlich Anteil. Und wenn ich auch nicht aus meinem Leben missen möchte, was mir in Folge der Auflehnung gegen Unrecht in jeder Form an Streit, Kampf, Anfeindungen und auch Verfolgung aufgebürdet wurde, dem Manne, der wehrlose Kinder ihre unverschuldete Armut noch besonders büßen ließ, habe ich bis auf den heutigen Tag, über sein Grab hinaus, nicht verziehen.

IX. Der Rohrstock

Ewig unvergesslich der Schrecken, als der baumlange, zerlumpte Junge, ein Repetent, der uns um drei, vier Jahre voraus war im Alter, zum ersten Mal zwischen den Bankreihen zum Katheder vorschlich, zögernd, die großen nackten Füße nachschleifend, etwas Geducktes, hündisch Demütiges in der ganzen Haltung. Aus seinen unruhigen, flackernden Augen schrie eine Angst, die wir neu aufgerückten Schüler des Herrn Lux noch nicht zu deuten wussten.

Und dann – dann gellten auf einmal Wahnrufe – ein Gurgeln, Heulen, Wimmern, Schluchzen. Der Junge, halb schon Mann, warf sich auf den Fußboden, rieb sich den Rücken gegen die Bretter, suchte sich vergebens zu schützen und flehte, wie zu einer Gottheit, zu dem erbarmungslosen Lehrer empor, der mit krebsroter Stirne violetten Fleischwülsten über dem Halskragen blindlings drauflosschlug mit dem langen spanischen Rohr, aus voller Kraft, wohin er traf, bis der Stock in Fransen war und sein Opfer in einer Ecke als ein wimmerndes, zuckendes Häufchen zusammengerollt lag.

Heute noch steigt mir Übelkeit aus dem Magen in die Kehle. Ich sehe die bleichen, erstarrten Gesichter in den Bänken. Jeder von uns hielt unwillkürlich den Atem an. Wöchentlich einmal mindestens erlebten wir schauernd eine solche Exekution. Man sage nicht, der einfache Rohrstock sei kein Folterwerkzeug und eine Tracht Prügel keine tragische Angelegenheit für gesunde, normal entwickelte Burschen! Ohne zu ahnen, dass es einen Sadismus gäbe, fühlte doch jeder bis zum Dümmsten in der Klasse instinktiv, dass es dem Lehrer nicht um das Bestrafen der nachlässigen Schüler ging; sein ganzes Wesen ver-

änderte sich. Mit dem gesträubten Schnurrbart und dem violetten Gesicht machte er eher den Eindruck eines Tobsüchtigen als den eines Jugenderziehers.

Es war auch nicht möglich zu übersehen, dass er die Opfer für seine Exekution immer aus dem Kreise der unbeschuhten, zerlumpten Freischüler holte. Im ganzen Schuljahr hat er nie einen von uns gutgekleideten Bürgersöhnen auch nur mit einem Finger berührt. Zufällig kam ich einmal hinzu, als die verwitwete oder vielleicht uneheliche Mutter des erwähnten, meistgeprügelten Repetenten unter der Toreinfahrt Herrn Lux abfing und ihm weinend das blutgestriemte Hemd ihres misshandelten Sohnes vorhielt. Aber die Frau war eine arme Wäscherin, ihre Reklamation hat dem armen Opfer sicher nur eine Exekution mehr zugezogen.

Jahrzehnte mussten vergehen, ehe ich Bevorzugter des Schicksals die Zustände näher kennen lernte, die hinter dem Vorhang der gewollten Unwissenheit um das Wachstum eines Kindes aus dem sogenannten Lumpenproletariat herrschten – und noch herrschen. Mochten die Prügelknaben des Herrn Lux einen rechtmäßigen Vater haben oder nicht, ob die Mutter auch Prügel bekam oder ihre Männer nicht länger behielt, als das Verhältnis in Frieden gedieh – ich will nicht gerade das Ärgste annehmen und von den schlimmsten Möglichkeiten absehen: die in Massenquartiere gestopfte Kinder in sogenannten Betten, die sie mit den verschiedensten fremden Schlafstellen-Mietern teilen müssen,[18] körperlich wie seelisch bedroht. Sicher ist, dass weder der „ungeratene“ Sohn der armen Wäscherin noch irgendeiner seiner misshandelten Leidensgenossen in einen stillen, gutbeleuchteten Raum oder auch nur sauberen Tisch sich setzen und ungestört seinen Schulaufgaben widmen konnte! Statt beaufsichtigt und zur Arbeit angehalten zu werden stand er schutzlos allen Verlockungen auf den Gängen und im Hof der schmutzigen Zinskaserne gegenüber. In das Leben der Erwachsenen bei Tag und Nacht miteinbezogen, im Mistbeet des Elends zu widernatürlich verfrühter Reife aufgezüchtet, sollte er zugleich mit uns ängstlich vor jedem Staubkörnchen bewahrten Glashauspflanzen Schritt halten und für alle Nachteile, die ihm das Schicksal so reichlich zugeteilt hatte, wurde er vom Lehrer auch noch mit tierischer Rohheit abgestraft, weil er auf dem Saturnus geboren und zu Hause anders war als wir artigen Erdenkinder, die wir vor den Weihnachts- und Osterferien immer ein

18 Das Schlafgängerwesen dürfte in Budapest noch weiter verbreitet gewesen sein als in Wien. Für das Jahr 1890 wird berichtet, dass in Wien durchschnittlich 32 von hundert „Wohnparteien“ Bettgeher hätten. „Ungünstigere Ziffern als Wien haben nur noch St. Petersburg und Budapest.“ (Statistische Monatsschrift. Herausgegeben von der K.K Statistischen Central-Commission, XX. Jahrgang, Wien 1894).

© Frank & Timme Verlag für wissenschaftliche Literatur